

ANTONIA ARSLAN
Das Haus der Lerchen

Buch

Anatolien 1915: Seit dem Tod des alten Patriarchen wacht Sempad über das Wohl seiner großen armenischen Familie. Es ist eine Aufgabe, die den stattlichen Mann zwar ehrt, ihm aber schnell über den Kopf wachsen würde, wäre da nicht seine geliebte Frau Shushanig, die ihm resolut zur Hand geht. Sempad ist in der kleinen anatolischen Stadt ein geschätzter Apotheker und viele seiner Nachbarn bewundern den großen Familienbesitz, das »Haus der Lerchen«. Dort verbringt die Familie ihre Wochenenden, häufig mit Freunden und Bekannten aus der Stadt, die gern gesehene Gäste sind und denen Shushanig üppige Speisen aufischt. Und dort warten alle ungeduldig auf die Rückkehr von Sempads Bruder Yerwant.

Yerwant verließ bereits mit dreizehn Jahren seine Heimat, um in Venedig auf eine armenische Schule zu gehen und schließlich Medizin zu studieren. Und obwohl er es in Italien zu viel Ansehen und Reichtum gebracht hat, dachte Yerwant all die Zeit voller Sehnsucht an das Haus der Lerchen zurück. Geradezu fieberhaft plant er nun die lange Reise nach Hause. Doch plötzlich überschatten schreckliche Ereignisse ganz Europa. Italien tritt in den Krieg ein und schließt seine Grenzen. Yerwant kann die lang ersehnte Reise in seine Heimat nicht mehr antreten. In der jungen Türkei kommt es zu Pogromen gegen die Armenier, die bis zu den Hügeln Anatoliens reichen, und ein Blutbad verwandelt das Haus der Lerchen, das einstige Paradies, in einen Ort des Schreckens. Nur die Frauen bleiben verschont, aber ihr Schicksal ist noch nicht besiegelt ...

Autorin

Antonia Arslan ist Professorin für Italienische Literatur an der Universität von Padua. Als sie an der Übersetzung von Gedichten des armenischen Dichters Daniel Varujan arbeitete, stieß sie auf ihre eigenen armenischen Wurzeln. Sie erinnerte sich an Erzählungen ihres Großvaters Yerwant Arslanian, der 1924 die italienische Regierung darum bat, die Endsilbe -ian aus dem Namen streichen zu dürfen, da sie eindeutig seine armenische Identität kennzeichnete. Mit der Niederschrift des Romans gelang es ihr, zu ihren Wurzeln, dem Haus der Lerchen zurückzukehren, etwas, das ihrem Großvater sein Leben lang verwehrt blieb.

Als das Buch in Italien erschien, begeisterte es auf Anhieb Kritiker und Leser. Es stand monatelang auf der Bestsellerliste und wurde für den renommierten *Premio Campiello* nominiert und ausgezeichnet mit dem italienischen *P.E.N.-Club-Preis*, dem *Manzoni-Preis* sowie dem *Premio Stresa*. Antonia Arslan lebt in Padua und schreibt an der Fortsetzung ihrer Familiengeschichte, die von Paolo und Vittorio Taviani, unter anderen mit Moritz Bleibtreu in einer Hauptrolle, verfilmt wird.

Antonia Arslan

Das Haus
der Lerchen

Roman

Aus dem Italienischen
von Maja Pflug

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004
unter dem Titel »La masseria delle allodole«
bei Rizzoli, Milano

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe Mai 2007

Copyright © der Originalausgabe 2004

by RCS Libri S.p.A., Milano

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2005

by Page & Turner/Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Getty Images/Whaley

KvD · Herstellung: Str.

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

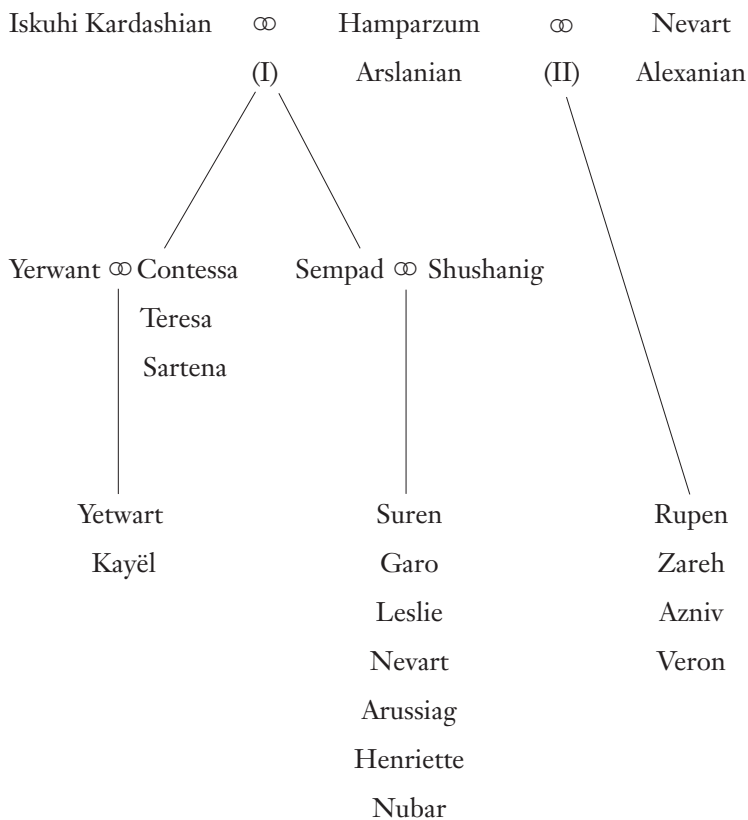
Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46423-4

www.goldmann-verlag.de

FÜR ENRICA-HENRIETTE,
DAS KIND, DAS NICHT
ERWACHSEN WURDE

STAMMBAUM
ZU »DAS HAUS DER LERCHEN«



PROLOG

Wir nahmen den Weg unter den Arkaden, um zum Heiligen zu gehen. Es war der 13. Juni, mein Namenstag. Es regnete, und ich wollte nicht hinaus, aber Großvater Yerwant, der Patriarch, dem alle unbedingt gehorchten, hatte gesagt: »Es wird Zeit, dass die Kleine ihren Heiligen kennen lernt. Es ist fast zu spät, sie ist bereits fünf Jahre alt. Heilige warten zu lassen, gehört sich nicht. Und ihr müsst sie zu Fuß hinbringen.« Er würde im Auto nachkommen, einem Lancia, mit Antonio, dem Chauffeur.

So trottete ich neben meiner Tante die beiden langen, von Bogengängen gesäumten Straßen entlang, die zur Basilika führen – der winzigen Tante Henriette mit der großen armenischen Nase und dem glänzend schwarzen, zum Bubikopf geschnittenen Haar, die viele Geheimnisse hatte und sie gewissenhaft hütete, die niemals flache Absätze trug und nicht erlaubte, dass ich ihre Handtasche öffnete. Auch sie war nicht erfreut über den Befehl des Großvaters: Sie schwitzte, hatte »beinahe« Kopfschmerzen, und sie fand es unfein, am Tag des Heiligen in die Basilika zu gehen, das sei etwas für Provinzler und Touristen; noch dazu fürchtete sie, mich zu verlieren, sie ängstigte sich wegen nichts, wie immer.

Tante Henriette war eine Überlebende des Völkermords von 1915. Ein Geschöpf der Diaspora, hatte sie keine Muttersprache mehr. Die vielen Sprachen, die sie konnte, selbst ihre eigene, das Armenische, sprach sie hölzern und unnatürlich: wie eine Ausländerin. In allen machte sie klägliche Fehler, und sie wollte nie erzählen, wie sie überlebt hatte. Sogar ihr Alter hatte sie vergessen (als sie in Italien vom Schiff ging, war sie so klein und abgezehrt, dass man sie für zwei oder drei Jahre jünger schätzte, als sie wirklich war). Doch jeden Abend, wenn sie zum Abendessen zu uns kam, brachte sie Platten voller Kekse nach österreichischer Art mit, riesige Gläser mit selbst gemachtem Yoghurt, *Paklavà* mit Walnüssen und Honig: Ihre Anwesenheit erfüllte das Haus mit dunklen Erinnerungen.

Ich liebte sie über alles und ließ mich verwöhnen. Bei ihr zu Haus liefen den ganzen Tag Schallplatten von Edith Piaf, und man durfte in Stoffschühchen tanzen. Daher ließ ich mich mit träger Neugier zum Heiligen hinzerren, hoffte auf ein Eis oder ein kleines Medaillon oder ein buntes Buch, wer weiß. Meinerseits war ich für alle Geschenke offen – und ein Geschenk erwartete ich, voll Vertrauen.

Als wir an der Ecke anlangten, wo die Via del Santo in den weiten Platz einmündet, bekam ich mein Geschenk. Der Regen hatte seit ein paar Minuten aufgehört, und plötzlich glitten die Wolken beiseite wie ein Vorhang, und ein warmer, lichter Sonnenstrahl verwandelte die Piazza in ein Theater, wo unzählige bunte Figürchen begannen, sich zu schütteln und die Schirme zu schließen,

während sie auf den Eingang zuliefen. Aida, Nives, Esterina, Gigia!, riefen sie einander fröhlich und drängend, begleitet von zerknirscht blickenden Kindern, die Kutten trugen wie kleine Mönche, und von kräftigen, ernsten Männern in vornehmen schwarzen Anzügen. In der Mitte stach eine feierliche Gruppe heraus durch die auffällige Kleidung, die langen Röcke und die stolzen Haare der Frauen, die prächtigen Schnauzbärte der Männer. Gespannt blickten alle auf das große, halb geöffnete Portal der Basilika.

»Siehst du? Die Zigeuner sind auch da«, sagte die Tante besorgt. »Halt mich fest an der Hand.«

Ich dachte nicht daran loszulassen. Mir genügten die Augen. Ich war verzaubert und verwirrt. Das waren die Zigeuner? Die, die immer weiterzogen und an keinem Ort verweilten? Die in grellbunten Wagen lebten, die wie ganz kleine Häuser waren, mit allem drin, was man brauchte?

Auch wir Armenier sind in viele Länder gezogen, doch einmal an einem Ort angelangt, bleiben wir, und so haben wir überall auf der Welt Verwandte. Ich begann, innerlich die Städte aufzuzählen, in denen wir Verwandte hatten, und mir ihre Namen auf der Zunge zergehen zu lassen wie Bonbons.

Die Tante sagte immer: »Wenn ich gar keine Lust mehr habe, bei euch zu bleiben, wenn ihr einfach zu böse zu mir seid, dann gehe ich fort. Nach Beirut zu Arussiag, nach Aleppo zu Onkel Zareh, nach Boston zu Philip und Mildred, nach Fresno zu meiner Schwester Nevert, nach New York zu Ani, oder auch nach Copacabana zu Cousin Michel. Zu ihm aber zuletzt, weil er eine Assyrerin gehei-

ratet hat.« Die assyrische Frau Tante faszinierte mich. In einem Buch hatte ich die Tracht der alten Assyrer und ihre Bärte gesehen, man hatte mir die Geschichte des Nebukadnezar und der großen Städte Babylon und Ninive erzählt, und ich stellte mir vor, wie diese Tante, in prächtige Stoffe gehüllt, in den hängenden Gärten Babylons lustwandelte (was ja irgendwie ähnlich klang wie Copacabana). Von wegen, sie ganz hinten stellen, wie Tante Henriette es wollte; dem Glanz dieser brasilianischen Verwandtschaft gebührte meiner Meinung nach der erste Platz. Doch ehrlich gesagt, fragte niemand nach meiner Meinung...

Während sie weiterhin nervös meine Hand festhielt, blickte die Tante sich um. Sie war klein, rührend und sogleich verloren und suchte nach der beruhigenden Erscheinung des Großvaters, der tatsächlich in diesem Augenblick vorfuhr. In einer makellosen Kurve glitt das silbrige Auto um den Platz und hielt lautlos direkt neben uns. Chauffeur Antonio stieg aus und eilte, dem Alten den Wagenschlag zu öffnen, auch er klein, aber wie viel Achtung gebietender als die Tante! Von seinem vollkommen kahlen Kopf, der jeden Tag sorgfältig rasiert wurde, über den kurzen, gebieterischen Spitzbart bis hin zu den polierten Stiefeletten mit den akkurat zugeknöpften Gamaschen strahlte der Großvater Selbstsicherheit und eine große innere Kraft aus, verbunden mit einer eigensinnigen Autorität, die von niemandem in Frage gestellt wurde und die uns Kinder entzückte, weil sie häufig auf ganz unbegreifliche Weise den vernünftigen Entscheidungen der anderen Erwachsenen im Hause widersprach.

Der Großvater erfasste die Lage sofort, einschließlich der beunruhigenden Anwesenheit der Zigeuner, und sagte: »Du, Henriette, geh durch die Seitentür in die Basilika, nimm dir einen Stuhl und bete. Am besten einen Rosenkranz, denn es wird länger dauern. Wir holen dich nachher ab. Du, Antonio, mach einen Rundgang durch die Kirche: heute ist der Tag des Heiligen, der auch dein Heiliger ist. Du wirst doch bestimmt etwas von ihm zu erbitten haben. Ein schönes Gebet kann dir auch nicht schaden. Anschließend setzt du dich hinter das Fräulein, und ihr wartet zusammen auf mich.«

Er nahm mich an der Hand und führte mich geradewegs zu den Zigeunern, die immer noch reglos in der Mitte des Platzes verharrten. Ihr Oberhaupt stand in der ersten Reihe, ein großer, schöner Mann. Als er den Großvater sah, so klein und rundlich, mit der glänzenden Uhrkette, die quer über die Weste hing, da grüßte er ihn und sagte sogleich, zu seiner in meinen begeisterten Augen ebenso schönen Gruppe gewandt: »Da ist der Professor. Er hat das Kind gerettet. Er kommt mit in die Basilika, er betet mit uns.« Und der Großvater sagte: »Das ist meine Enkelin. Sie heißt Antonia.«

In diesem Augenblick ging das Hauptportal ganz langsam weit auf. Hinter den zwei schweren seitlichen Vorhängen öffnete sich der unermesslich weite, dunkle Raum, aus dem starker Weihrauchduft, das gedämpfte Stimmengewirr einer großen, ehrfürchtigen Menschenmenge und – ab und zu – Gesangsfetzen drangen. Der Großvater ergriff meine eine Hand, das Oberhaupt der Zigeuner die andere, und gemeinsam gingen wir langsa-

men, gemessenen Schrittes an der Spitze der Gruppe auf das Portal zu. Die Leute rund um uns traten flüsternd zurück. Der Gruppe haftete ein besonderer Geruch an, der sich mir für immer eingepägt hat, wie der Duft des Hortes der Seele, zu dem wir alle zurückkehren werden: nach Pferd und Leder, nach gebräunter Haut und Straßenstaub.

Die Zigeuner sangen in ihrer geheimnisvollen Sprache. Und auf einmal sang auch der Großvater selbstvergessen in seiner geheimnisvollen Sprache, Worte, so süß, als stammten sie gar nicht aus seinem Mund, mit tiefer Stimme; und ich hörte neben ihm zu, hörte von unten zu, und ich fühlte mich, als wäre ich zu Hause, mir war wirklich, als schlüpfte ich zurück in ein warmes Nest. »Herr, vergib mir«, sagte der Großvater in der alten Sprache, »Erbarmen, Herr; Jesus, Heiland, erbarme dich unser. O allerheiligste Dreifaltigkeit, gib der Welt Frieden, der Kirche Glanz; unserer armenischen Nation Liebe und Einigkeit; Genesung den Kranken und den Schlafenden das Reich.«

Da ertönte eine kräftige, resolute Stimme (mir schien, als käme sie aus einem geheimnisvollen Überall, sie gehörte aber einem Prediger auf der Kanzel, den ich nicht sehen konnte): »Worte des heiligen Bruder Antonius. Christus vergleicht sich mit einer Glucke: ›Wie die Glucke ihre Küken unter ihre Fittiche nimmt...‹ Er bemerkt, dass die Glucke krank wird, wenn die Küken krank sind; sie ruft sie zum Essen, bis sie heiser wird; sie beschützt sie unter den Fittichen und trotz dem Bussard mit gestäubten Federn, um sie zu verteidigen. So ist Christus, Weis-

heit Gottes, für uns Kranke krank geworden, wie Jesaja sagt: »Wir haben ihn beobachtet: Er ist verachtet und der elendeste der Menschen, der ausgestoßenste; ein Schmerzensmann, der das Leiden gut kennt.«

Mir gefiel die Idee mit der Glucke. Ich kannte Glucken, ich wusste, wie sie sich verhalten; und ich hatte auch schon einmal ein Küken gehabt. Auch wenn meine Mama, überlegte ich, meine übermütige Mama, sicherlich keine Glucke ist... Und die Genesung der Kranken aus Großvaters Gebet, das Land Armenien, die Fürsorge des mütterlichen Glucken-Gottes, von dem die Stimme sprach, der Geruch der Zigeuner und das unermessliche schützende Himmelsgewölbe der Basilika verschmolzen in meinem Kopf zu einem Gefühl vollkommener Sicherheit, einem so eindringlichen Glücksgefühl, dass ich zu weinen begann.

Da nahm der Großvater meine eine Hand zwischen seine Hände und sagte: »Diese Kirche ist wie ein Schiff, und es ist dein Heiliger, der es lenkt. Diese Kirche ist ein Hafen, und es ist dein Heiliger, der uns hier empfängt und die Worte diktiert, die du gehört hast, und das Böse bleibt draußen vor der Tür (ich betrachtete das große Portal: es funkelte im Außenlicht und sah nicht aus wie ein Wächter. Aber der Großvater wusste alles...) »Dies ist das sichtbare Haus, das zum unsichtbaren Hause führt. Hier wirst du stets zu Hause sein. Hast du gehört, was der Heilige gesagt hat: Gott ist Trost und Erkenntnis, er ist Nähe in der Krankheit, ein warmes Herz, das neben deinem schlägt. Hier sind alle unsere Toten: Großmutter Antonietta, meine junge Mama (der Großvater hatte eine

Mama, entdeckte ich zu meinem größten Erstaunen), alle meine Geschwister, die bei der Deportation umgekommen sind... Doch jetzt«, fuhr er fort, »gehen wir ihn begrüßen. Es gehört sich nicht, den Hausherrn zu vernachlässigen.« Also verabschiedeten wir uns voll Überschwang von den Zigeunern und stellten uns in der drängelnden, schwitzenden Menschenmenge an, die den schwarzen Stein berühren wollte, hinter dem, erklärte mir der Großvater, der Leichnam des heiligen Antonius lag. »Liegt er da wirklich, und hört er uns wirklich?«, fragte ich. »Und kann er auch Gedanken lesen?«

»Du musst die Hand auf den Marmor legen«, antwortete der Großvater, »und ein Gebet sprechen, das, das du am besten kannst oder das dir zuerst einfällt. Er sieht dir ins Herz.« Ich war mir nicht so sicher, ob es in meinem Herzen viel zu sehen gab, es war doch ganz mit Kindereien angefüllt. Ich hatte nicht den Eindruck, als gäbe es da irgendetwas Interessantes für einen Heiligen. Sehr angezogen fühlte ich mich dagegen von den silbernen Herzen, feinsten Spitzen aus blitzendem Metall, die überall hingen, zwischen kleinen Armen und Beinen aus Silber und winzigen bunten Bildchen. Man konnte aber nirgends stehen bleiben. Die dichte Menge bedrängte Großvater und mich von allen Seiten, schubste und verwirrte uns.

Schließlich bemerkte ein großer, dicker Mann hinter uns den Alten und das Kind: Er stellte sich schützend vor ihn, hob mich hoch und presste mich einen Augenblick gegen die Steinplatte. Ich dachte rasch: »Erstens, ich heiße Antonia. Ich sage dir gleich meinen Namen,

wie kannst du dich sonst bei all den Leuten an mich erinnern?« Er aber antwortete nicht. »Zu viele Leute«, dachte ich. »Vielleicht hätte ich laut reden müssen.« Aber ich hatte meine Pflicht getan, mich wohlerzogen verhalten, und außerdem wusste er wahrscheinlich sowieso, wer ich war. Der Großvater hatte es ihm bestimmt gesagt.

Und das Glücksgefühl kehrte zurück, heftig, wie ein Strom, der mich zusammen mit der Menge forttrug. An den Rest des Besuchs erinnere ich mich nicht, nur daran, dass der Großvater mich fest an der Hand hielt, als teilten wir eine geheime Empfindung; und dass er, der doch sonst immer so heikel war, sich irgendwann (vielleicht im ruhigeren Halbdunkel hinter dem Hauptaltar) auf eine Stufe setzte, wie bedrückt von einem Gedanken, der ihn von den anderen absonderte, und dass ich still und voller Freude vor ihm stehen blieb und wartete. Heute weiß ich, dass dies der Augenblick war, in dem seine Toten zu ihm kamen, und auf einmal sah er aus wie ein müder alter Kaufmann, der vergeblich davon geträumt hatte, seine Tage an seinem Geburtsort im Orient zu beschließen, und sich nun damit abfand, hier zu sterben, in einem Exil, das kein Exil mehr war, weil es der Ort aller Völker war, die verlorene alte Heimat.

Sehr genau dagegen erinnere ich mich daran, wie er wieder zu sich kam. Plötzlich heiter und aufs Neue voller Energie, sagte er zu mir: »Jetzt gehen wir den Pater Provinzial begrüßen. Die Tante und Antonio können ruhig noch ein bisschen beten. Da bekommst du bestimmt eine Limonade und einen Keks.« Stattdessen gaben sie mir zum Keks ein winziges Gläschen von einem leckeren pur-

purroten Likör, dessen zuckersüßer Rosengeschmack mir köstlich erschien – das musste ich zu Hause meinen Geschwistern erzählen, die bestimmt neidisch sein würden. Außerdem bekam ich eine *Geschichte des heiligen Joseph* in Form eines Comics geschenkt, für später, wenn ich lesen könnte. Doch ich hörte lieber zu und betrachtete den mit einem dicken Läufer bedeckten Tisch, die Portraits heiliger Männer an den Wänden, die beiden Alten, die sich freundschaftlich unterhielten, den Großvater mit der stumpfen, gelblichen Haut, der sich bedächtig den Spitzbart strich, und den Mönch mit dem rosigen Gesicht, der seinen langen grauen Bart ab und zu mit den Händen glättete, auch er bedächtig und kraftvoll. Er sagte zu mir: »Du musst mich bald wieder besuchen mit deinem Großvater, an einem Tag, an dem es ruhiger zugeht als heute, wo man den Heiligen feiert. Da du heißt wie er und ein Mädchen bist, hast du besondere Pflichten. Es gibt viele Antonios, aber nur wenige Antonias.« Davon fühlte ich mich gleich sehr geschmeichelt.

All diese Dinge saugte ich an jenem Juninachmittag begierig auf wie ein Schwamm, ein inbrünstiges kleines Mädchen.

Einige Monate später starb der Großvater. Wir gingen nicht mehr zusammen zu dem alten Mönch, ich erfuhr nie, welche »besonderen Pflichten« es mit sich brachte, Antonia zu heißen. Nach so vielen Jahren jedoch habe ich nichts vergessen. Noch heute sind die großen Kuppeln der Basilika für mich wie mächtige Schiffe, die majestätisch von Westen gen Osten segeln, der Weissagung

folgend, als schwebten sie über der so viel kleineren Stadt. Noch immer rührt mich jedes Mal, wenn ich durch das große Portal trete, der Weihrauchgeruch, der Gesang der Lauretanischen Litanei (oder die Erinnerung daran), der Nachhall der Millionen und Abermillionen Schritte der Pilger, die wie ein Meer kommen und gehen, und der große Heilige, dessen Namen ich trage, nimmt sich der Seele eines jeden an.

Nach all den Jahren noch fühle ich mich hier in dem duftenden, von Menschen wimmelnden Raum, in dem warmen Nest von einst zu Hause: nicht fremd, nicht Gast, sondern Passagierin eines Zuges, dessen Fahrplan ich nicht kenne. Ich weiß nur, dass er hier vorbeikommen wird, an diesem großen Bahnhof, wo niemand fremd ist und wo noch ein großes Herz schlägt, um uns den Weg zu weisen. Hier möchte ich meine Zeit beschließen, an eine von den Schritten der Menschen abgetretene Stufe gelehnt, damit Einer mich annimmt, damit ich nicht im Nichts versinke, und dem Licht entgegengehen, Hand in Hand mit meinem Freund Antonio, dem Portugiesen, genannt Antonius von Padua, dem Heiligen mit der Lilie in der Hand.

ERSTER THEIL

ONKEL SEMPAD

